Die Formen der Konjunktion *Und* im Westgermanischen

Dissertation

Submitted to the Board of University Studies
of the Johns Hopkins University
In Conformity with the Requirements
for the Degree of Doctor of Philosophy

By

Edward Henry Sehrt

Baltimore. June 1915.

Die vollständige Arbeit ist als Nr. 8 der **Hesperia**, Schriften zur germanischen Philologie, herausgegeben von Hermann Collitz und Henry Wood, im Verlage von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen erschienen.

Gedruckt bei Hubert & Co., G. m. b. H. in Göttingen.

I. Entwicklung der Konjunktion **andi* im Gemeingermanischen.

Bei der Untersuchung der Entwicklung und Verbreitung der mannigfachen Formen dieser Konjunktion im Althoch- und Altniederdeutschen beabsichtigt der Verfasser vorzugsweise ein Kriterium zur Unterscheidung der verschiedenen Dialekte zu gewinnen.

Man findet in fast allen Grammatiken[1]) die Formen ziemlich bunt durcheinander geworfen, ohne einen ernstlichen Versuch, sie nach ihrem zeitlichen und örtlichen Auftreten streng zu sondern oder ihrer Entstehung nach zu erklären. Das kommt wohl daher, daß dieselbe Handschrift sehr oft mehrere Formen aufweist, und zwar anscheinend auf ganz willkürliche Weise. Z. B. *anti* (1) neben *enti* (3) im Hildebrandslied; oder *indi, inti* (7), *enti* (10) in der Benedictinerregel. Diese Unregelmäßigkeiten beruhen, wie später gezeigt werden wird, manchmal auf Beibehaltung einer altertümlichen Form; in anderen Fällen darauf, daß bei der Übertragung von Werken in einen anderen Dialekt sich Formen einschleichen, die nur dem ursprünglichen Dialekt eigen sind; oder darauf, daß, wie z. B. beim König Rother, dem Autor unbewußt eine aus seiner heimatlichen Mundart entnommene Form entschlüpft. Aber um die fremden Bestandteile eines Denkmals möglichst vollständig auszuscheiden und ein zuverlässiges Ergebnis zu gewinnen, muß man nicht nur diejenigen Denkmäler heranziehen, die einen ziemlich reinen Dialekt zeigen, sondern auch der Geschichte der Handschriften nachgehen. Das ist aber für die altdeutsche Zeit eine schwierige Aufgabe und die Ergebnisse beruhen in nur allzugroßem Umfang auf bloßen Mutmaßungen. Trotzdem glaube ich, daß man auf Grund des vorhandenen Materials zu einigermaßen festen Ergebnissen gelangen kann.

Um einen sicheren Ausgangspunkt sowohl für die Entwicklung der Formen wie für die der Bedeutung zu gewinnen, müssen wir die anderen germanischen Sprachen berücksichtigen. Im Gotischen ist bekanntlich

[1]) Ausgenommen etwa Braune, Ahd. Gramm.³ 70, Anm. 2, wo dieser Konjunktion freilich nur wenige Zeilen gewidmet aber wenigstens die Hauptformen zutreffend unterschieden sind.

keine Konjunktion vorhanden, die sich mit der des Westgermanischen (engl. *and*, hochdeutsch *und*) deckt. Im Nordischen, das in vielen anderen Einzelheiten mit dem Gotischen übereinstimmt und sich von den westgermanischen Sprachen unterscheidet, ist auch die Entwicklung dieses Bindeworts unterblieben, obgleich das Nordische ein *enn* 'aber, noch' aufweist, das an einigen Stellen dem westgermanischen **andi* nahekommt.

Woher kommt nun das Wort, das in fast allen westgermanischen Denkmälern vorhanden ist, und wovon sich dennoch im Gotischen anscheinend keine Spur findet? Nach Kluge[1]) und Torp[2]) ist angelsächsisch und altostfriesisch *and*, altsächsisch *endi*, althochdeutsch *anti, enti, inti* usw. von einer indogermanischen Grundform *n̥thá* = altindisch *átha* 'weiter, ferner' abzuleiten. Das *i* im Auslaut von *anti, enti, endi* usw. ist nach Torp eine deiktische Partikel *i* wie im griechischen *οὑτοσ-ί*. Auch Kluge betrachtet es „als einen sekundären Zusatz, wahrscheinlich ein neues Kopulativelement (vgl. *jah* aus *ja-h* = latein. *-que*)". Diese Erklärung ist abzulehnen, zunächst weil man für altindisch *ath-* oder *adh-* ein *und-* im Germanischen erwarten würde (vgl. *adhara* = *undar*; *baddhas* (**badh-tas*) = got. *bundans*). Auf Grund dieses *n̥thá* = gemeingermanisch *und-* wären also Formen mit anlautendem *a* wie *and, anti* usw. nicht zu erklären. Zweitens ist die Annahme einer solchen deiktischen Partikel im Germanischen sehr bedenklich. Jedenfalls läßt sich kein paralleles Beispiel zu griechisch *οὑτοσί* finden, denn gotisch *-ei* (z. B. *þat-ei*) wird nur in relativem Sinne gebraucht.

Eher läßt sich an altindisch *ánti*, griechisch *ἀντί*[3]), lateinisch *ante*[4]) denken. Diese Ansicht, obgleich von vielen gebilligt, bedarf zunächst noch weiterer Prüfung. Abgesehen von einer Bedeutungsschwierigkeit, die ich gleich zu beseitigen hoffe, liegt eine scheinbare lautliche vor. Altindisch *ánti*, latein. *ante* hätte nach Grimms Gesetz zu **anþi* werden sollen, wie got. *munþs* < lat. *mentum*; *tunþus* < *dens, dentis*; *anþar* < altindisch *ántaras*; *swinþs* < indogerm. **su̯ent* usw. Im Angelsächsischen, Altostfriesischen und Altsächsischen (Heliand u. Genesis) wäre dann das *n* vor *þ* weggefallen (ags. *mûð, tôð, ôðer, swîð*). Der Akzent aber ruhte im Urgermanischen wahrscheinlich wie im griechischen *ἀντί*[5]) auf

[1]) Paul u. Braunes Beiträge X 444.

[2]) Fick, Vergl. Wörterbuch d. indog. Sprachen III 14.

[3]) Prellwitz, Griech. Wörterbuch, Erste Auflage, S. 25.

[4]) Walde, Latein. Wörterbuch, 2. Aufl., S. 47.

[5]) Vgl. hierzu das griech. *μετά*, das im Westgerm. zu *mid* wird. Über das *þ* in got. *miþ* vgl. Braune, Got. Gramm. S. 37 § 74. Altnord. *enn* aus *andi* entstanden? Vgl. Noreen, Gramm.[3] § 307, 2b.

der letzten Silbe, und daher ist nach Verners Gesetz das _t_ zu _d_ verschoben; vgl. got. _ana-minds, ga-munds_ < lat. _mens, mentis,_ aind. _matíḥ,_ idg. *_mn̥tí-s_; got. _hunda-_ < lat. _centum,_ aind. _çatám,_ idg. *_k̂n̥-tóm_, got. _winds_ < lat. _ventus,_ idg. *_u̯entós_; got. _kindins_ < lat. _gens, gentis_; got. _hunds_ aus *_ku̯n̥-tó_.

Eine weitere Stütze für die Annahme, daß das griechische _ἀντί_ die ursprüngliche Betonung bewahrt habe, sehe ich in dem Ergebnis von Benfeys Untersuchungen über die ursprüngliche Betonung der griechischen Präpositionen[1]). Er sagt: „Im allgemeinen ist nicht der Akzent als ursprünglich zu betrachten, welchen die Präposition hat, wenn sie vor dem von ihr bestimmten Kasus steht, sondern vielmehr derjenige, welchen sie hat, wenn sie hinter demselben erscheint .... Seite 183 .... _ἀντί_ erscheint hinter seinem Kasus oxytoniert, während es im Sanskrit paroxytoniert ist und _ánti_ lautet, also eigentlich an dieser Stelle wie _ἄπο_ usw. _ἄντι_ akzentuiert sein müßte. Wenn aber _anti_ auf einem zusammengesetzten Pronominalstamm beruht, etwa _an-ta_ (für _a-na-ta_), dann wäre nach der sogleich folgenden ersten Erklärung des Verhältnisses von griech. _ἀνά_ zu sanskr. _anu_ die Oxytonierung die ursprüngliche Akzentuation gewesen und die Anastrophe würde mit Recht fehlen". In bezug auf Letzteres kann ich ihm aber nicht beistimmen, denn ich halte _ἀντί_[2]) für eine Lokativform eines Stammes *_ant-_ 'Stirn'. (Westgerm. _Endi_ 'Ende' ist eine _ja_-Erweiterung und formantisch dem griech. _ἀντίος_, latein. _antiae_ gleich[3].) Die Oxytonierung wäre dann sowohl im Sanskrit wie im Griechischen regelrecht. Der Akzent des aind. _ánti_ ist also sekundär, vielleicht durch Analogie der anderen Präpositionen wie _áti, ádhi, ápi, upári, pári, práti_ bewirkt.

Das _i_ im Auslaut ist dann regelrecht im Germanischen geschwunden (got. ags. altfries. _and_). Im Ahd. und Altsächs. ist das _i_ in _anti, enti, endi_ usw. entweder aus einer früher vorhandenen Komposition (*_andi_ + Nomen) wie _umbi-hwarf, furi-burt, miti-gaburt_ auf die Präposition *_and-_[4]) übertragen, oder es wurde einfach nach Analogie von _umbi, furi, miti_ gebildet. Für erstere Annahme könnte man auf _ubiri_ und _untiri_ verweisen, die wie _endi_ auch nicht mehr in der

---

[1]) Nachrichten v. d. k. Ges. d. Wissensch. Göttingen, 1878, S. 177 = Vedica u. Linguistica (Straßb. 1880), S. 102.

[2]) Walde, Lat.-Etymol. Wörterbuch, S. 47.

[3]) Brugmann, Kurze vergl. indogerm. Gramm., S. 328.

[4]) Darf man etwa das *_andi_ direkt auf *_anti-on_ (griech. _ἀντίον, ἐναντίον_) zurückführen?

Komposition belegt sind (vgl. Joh. Schmidt, Kuhns Zeitschrift XXVI, 20ff.). Ebenfalls findet sie eine Bestätigung in dem 5mal belegten angelsächsischen (anglischen) *end*[1]. Diese Form ist in der Komposition aus **andi* wie *ymb*[2]) aus *umbi* entstanden. Das *i* ist dann, nachdem es Umlaut hervorgerufen hat, abgefallen, wie es auch sonst bei langsilbigen *i*-Stämmen in der Komposition die Regel war; vgl. *brýd-guma dryht-bearn, dǣd-fruma* usw. Dieses *end* war als selbständiges Wort nur eine Zeitlang im Gebrauch, denn es hat sich gegenüber dem überwiegenden *and* als Präfix und Präposition nicht behaupten können. Das *end* in den späten Überlieferungen mag nur eine ungenaue Schreibung für einen zwischen *a* und *e* schwankenden Laut sein; vgl. die heute vielfach übliche Aussprache des *and* = *ënd*. So möchte ich das *end* in der Hatton Hs. der Evangelien (hrsg. v. Skeat) erklären. Das ein paarmal belegte *end* 'formerly' als Adverb ist nicht hierher zu ziehen. Es ist wie das altnordische *endr* aus got. *andiz (-uh)* entstanden.

Der Übergang von der Präposition zur Konjunktion war gegeben, wenn man in der Konstruktion *fadar and sunu* 'Vater auf Sohn', oder 'Vater nach Sohn' nach dem Muster von *fadar jah sunus* nach *and* den Nominativ einsetzte[3]). Gerade wann aber dieser Übergang stattgefunden hat, ist schwer zu bestimmen, denn außer dem Gotischen ist das Altfriesische der einzige germanische Dialekt, in dem *and* noch als Präposition fungiert, und dieser läßt wegen seiner jungen Überlieferung auf keinen Zeitpunkt schließen. Im Gotischen ist, soviel ich sehen kann, noch keine Spur von einer konjunktionalen Bedeutung von *and* vorhanden. Diese hat sich offenbar erst entwickelt, nachdem eine Ausgleichung zwischen Nominativ und Akkusativ stattgefunden hatte (von dieser Annahme muß man ausgehen, denn im Gotischen wird *and* nur mit dem Akkusativ verbunden). Im Angelsächsischen besteht schon in den ältesten Denkmälern bei den *a- i- u*-Stämmen kein Unterschied mehr zwischen Nominativ und Akkusativ. Mithin war es nach diesem Ausgleich unmöglich, zwischen Nominativ und Akkusativ, Präposition und Konjunktion zu unterscheiden *(fæder and sunu)*. Wie gering der Unterschied zwischen Präposition und Konjunktion manchmal werden kann, zeigt das englische *with*; in dem Satz[4]) 'The passengers with

[1]) Vgl. Chadwick, Trans. of the Cambr. Phil. Society 1899, S. 204.

[2]) In dem auslautenden *e* von *ymbe*, Adverb, wofür J. Schmidt keine Erklärung fand, sehe ich eine mit *wiþere, niþere, ofere* gleichartige Neubildung. Vgl. Cook-Sievers Gramm. § 315.

[3]) Diese Erklärung verdanke ich Herrn Prof. Collitz.

[4]) Century Dictionary, Vol. I 204, unter *'and'*.

all but three of the crew were saved' kann das *with* durch *and* ersetzt werden, ohne die geringste Verletzung der Bedeutung.

Wie das griechische *ἀντί* hat auch das germanische **andi* frühzeitig die ursprüngliche Bedeutung von 'gegen, gegenüber, angesichts' verloren; nur als nominales und verbales Präfix lebt es noch in dieser Bedeutung fort. Vgl. got. *and-waurdi, and-staurran*; altsächsisch *andswaru, andwordian*; angelsächsisch *andsaca, andbita, andbeorma*; altfriesisch *antwordia*; altnordisch *andskoti, androdi, andvaka*; althochdeutsch *antluzzi, antlingen* usw. Dieses Präfix hat sich daneben schon ziemlich früh zu der Bedeutung von *ent-* entwickelt, die heutzutage fast die alleinherrschende ist. *Ant-* im Sinne von 'gegen' ist im Neuhochdeutschen nur in *Antlitz, Antwort,* und *anheischig* aus mhd. *ant-heizec* 'verpflichtet' vorhanden. In 'Handwerk' mhd. *antwerc*[1]) 'machina', altnord. *and-* oder *ann-virki* hat schon früh eine Vermischung mit dem Nomen 'Hand' stattgefunden, nachdem das *and-* seine ursprüngliche Bedeutung von 'gegen' eingebüßt hatte. Die Erklärung der Bedeutung von *ent-* liegt wahrscheinlich in Wörtern wie got. *andabauhts* 'Lösegeld' aus *andbugjan* 'gegen Geld kaufen' d. h. 'freikaufen'. *Andhuljan* deckt sich ganz mit dem nhd. *enthüllen.* Eine merkwürdige Ersetzung des Präfixes *and-* durch *gegen-* findet sich schon sehr früh in *Gegenwart, -wärtig* (altsächsisch *geginwart,* althochdeutsch *geginwert* für got. *and-wairþi*; angels. *andweard*; altsächs. *andward*; althochdeutsch *antwart*).

Einige spärliche Überreste eines adversativen präpositionalen Gebrauches von *and* sind uns leider nur noch im Altfriesischen erhalten. Vgl. Beispiele wie

fara and tha saxinna merka
fara of tha liudgarda and enne otherne
and thene warf branga usw.

wo *and* mit dem Akkusativ verbunden ist.

Die angelsächsischen Beispiele, die unter dieser Rubrik immer angeführt werden, sind, wie Prof. Sievers mir freundlichst zeigte, mindestens sehr zweifelhaft.

Genesis[2]) V. 2114 – 19.

ne meahton sîðwerod
gûðe spôwan, ac hie god flŷmde
sê ðê æt fechtan mid frumgârum

---

[1]) Vgl. König Rother V. 5824.

[2]) Grein-Wülker, Bibliothek. d. angelsächs. Poesie, Bd. II, 2. Hälfte, S. 412.

wi∂ ofermægnes egsan sceolde
handum sînum *and* hâlegu trêow
sêo þu wi∂ rodora weard rihte healdest.

'and hâlegu trêow' deutet Dietrich[1]) mit dem Ausdruck *ἀντὶ τῆς πίστεως* 'dem heiligen Vertrage gemäß'. Der Text ist hier sicher verderbt, denn die Zeilen von sê ∂ê an haben keinen Sinn und die Vermutung, *sceolde* stehe für *scylde,* ist zu gewagt und ergäbe außerdem ein *ἅπαξ λεγόμενον.* Ferner würden wir *hâl(e)ge trêowe* erwarten.

Genesis, Z. 13.

Hæfdon gleam and dream
and heora ordfruman engla þreatas.

Nach Prof. Sievers Meinung ist das *and* hier melodisch unmöglich. Man muß wahrscheinlich, wie er vorschlägt, *æt* statt *and* einsetzen. Vgl. *æt selde* 'vor dem Throne' (Christi Höllenfahrt Z. 297).

Ein drittes Beispiel für *and* cum Accusativo will Dietrich in Daniel[2]) Zeile 53 sehen.

Gesamnode þa sû∂an and norđan
Waelhrêow werod *and* west faran
Herige hæ∂en-cyninga to þaere hêan byrig.

„Er versammelte da von Süd und Nord eine grausame Schar gegen Westen zu fahren." Thorpe und nach ihm Grein verstehen ein Verbum wie *heht* nach dem *and* „und befahl ihnen nach Westen zu fahren". Diese Vermutung von Thorpe wird wohl das Richtige treffen, denn der Satz erfordert unbedingt ein Verbum und *heht* ist dem Sinne nach sehr passend.

Im Altfriesischen entwickelte sich neben dem Begriff 'gegen, auf' in Zusammenhang mit Verben der Bewegung schon früh eine Nebenbedeutung 'mit, in, auf' mit Verben der Ruhe und das *and* wurde infolgedessen mit dem Dativ verbunden[3]).

Ande there saxinna merik wesa.
Hine *ande* sine beke umbe wenda.
And sine scelde moste hi melia tha kenlika crona.

Wiederum sind hier die angelsächsischen Beispiele sehr zweifelhaft.

Klage der gefallenen Engel, Z. 42[4]).

Nis nu ende feor
þæt we sceolun ætsomne sûsel þrôwian

---

[1]) Z. f. deutsches Altertum X, 311 ff. [2]) Grein-Wülker, Bd. II, 2. Hälfte, S. 478. [3]) Richthofen, Altfries. Wörterbuch, S. 604. [4]) Grein-Wülker, Bd. II, 2. Hälfte, S. 524.

Wean *and* wergum, nalles wuldres blæd
Habban in heofnum, hêhselda wyn.

Bouterwek schreibt 'mid' anstatt des handschriftlichen *and*. Grein und Dietrich ändern *wergum* zu *wergun* (Akkus.) und betrachten das *and* als Konjunktion. Bosworth-Toller fassen *wergum* als Dativ (wie Bouterwek) nach *and* auf. Vgl. auch die neuen Versuche, wie den von Frings und Unwerth (Beitr. 36, 560), wo *wergum* eine *mi*-Ableitung sein soll, wie *bôsum, mâðum, breahtum, waestum*; und den von Sperber (Beitr. 37, 148), wo *and* durch *an* ersetzt wird: „*wergum* ist dann als Dat. Plural zu *werig* 'verdammt' zu fassen und das Ganze zu übersetzen ... daß wir alle Pein erdulden sollen, Leiden bei den Verdammten, nicht den Glanz des Lichts im Himmel haben usw. Der Gegensatz zwischen den Qualen der Verdammten und den Freuden des Himmels ist ja das Hauptthema des Gedichts, weshalb 'on wergum' als Kontrast zu 'in heofnum' vortrefflich paßt". Diesen beiden Erklärungen hat Sievers (Beitr. 37, 339) widersprochen; er will aus melodischen Gründen '*and wergum*' in '*ond wœrgu*' bessern. Diese Versuche zeigen alle, daß die Schwierigkeit in dem *and* liegt und wir dürfen demnach die Stelle als verderbt ansehen.

Die anderen Belege, die Bosworth-Toller anführt, sind ganz und gar hinfällig.

Heiligenkalendar, Z. 186 [1]).

Swylce wigena tîd
ymb twentig þaes twegra healdað
and fif nihtum samod aetgaedere
on anne dæg.

Die Zeile 'and fif nihtum samod aetgaedere' ist sicher verderbt, da der Stabreim fehlt. Bouterwek setzt zwar der Chronologie halber *seofon* für *fif* ein und stellt damit beiläufig auch den Stabreim wieder her. Aber es fragt sich, ob dadurch die Schwierigkeit gehoben ist. Fox schlug sogar *eahta* vor.

Zeile 211 ist auch metrisch nicht richtig, denn der Stabreim fällt auf das in der Senkung stehende *fan*.

þænne embe eahta niht
and feorwerum þætte *fan* gode
besenctun on sægrund sigefæstne wer
on brime haran, þe iu beorna fela (Hs. felda)
Clementes oft clypiað to þearfe.

[1]) Grein-Wülker, Bd. II, S. 242—243.

Man sieht also aus den angeführten Stellen, daß die angebliche Verbindung des *and* mit einem Substantivum im Angelsächsischen bloß auf Verderbnis der Texte beruht, und keineswegs als Beispiel eines ursprünglich üblichen Gebrauchs angesehen werden darf. Das Altfriesische zeigt jedoch deutlich, daß es früher diese Funktion gehabt hat, und man kann recht wohl annehmen, daß sie sich einst über das ganze westgermanische Gebiet erstreckt habe.

Eine sehr ähnliche Entwicklung der Bedeutung hat auch die altarmenische Präposition *ənd*[1]) erfahren. Um die Sache so kurz wie möglich zu erledigen, teile ich hier den Schluß von Fincks Aufsatz über die altarmenische Präposition mit, worin er sie mit dem gotischen *and* vergleicht. Im großen und ganzen treffen seine Ansichten zu, obgleich er keinen Versuch macht, die Entwicklung historisch zu betrachten, sondern sich lediglich auf eine Vergleichung der vorkommenden Ähnlichkeiten beschränkt.

„Danach erscheint *ənd* mit dem Genetiv ganz fraglos als Fortsetzung des indogermanischen **anti* . . . Mit dem Akkusativ entspricht *ənd* in der einen der beiden Grundbedeutungen so genau dem gotischen *and,* daß die gleiche Herkunft kaum bezweifelt werden kann . . . Ob das gotische *and* aber einem idg. **anti* oder **anta* entspricht, läßt sich natürlich auf Grund der Form nicht feststellen. Eine gewisse Wahrscheinlichkeit für **anti* dürfte sich aber in Hinblick darauf geltend machen lassen, daß die mit dem gotischen Präfix *anda-* in *anda-bauhts* 'Lösegeld', *anda-hafts* 'Antwort' usw. verbundene Bedeutung 'gegen', 'gegenüber' für die Präposition nicht nachweisbar ist. Wenn demgemäß das arm. *ənd* mit dem Akkus. in der Bedeutung 'entlang' dem idg. **anti* gleichzusetzen wäre, so würde für *ənd* in der Bedeutung 'gegen', 'gegenüber' eine andere Form, also wohl ein **anta* vorauszusetzen sein (griech. *ἄντα*), sonst würde dem arm. *ənd* auch im Sinne von 'gegen', 'gegenüber' sicherlich wenigstens hier und da noch ein gotisches *and* entsprechen, was jedoch nicht der Fall ist . . . Ohne Entsprechung im Kreise der verwandten Sprachen stehen *ənd* mit dem Ablativ in der Bedeutung 'zur Seite' und mit dem Lokativ in der Bedeutung 'mit', 'bei' da. Die Bedeutungsentwicklung aus einem 'im Angesicht' erklärt sich jedoch so leicht, daß man unbedenklich für beide Fälle **anti* voraussetzen darf. Ob dabei eine Altertümlichkeit vorliegt oder eine Sonderbildung auf armenischem Gebiet, mag dahingestellt bleiben. Vielleicht

---

[1]) Kuhns Zeitschrift XXXIX 537 ff.

tut man gut, letzteres anzunehmen, bis sich irgend eine entsprechende Spur auf verwandtem Gebiete findet."

Die Ansicht, daß zwei indogerm. Formen **anti* und **anta* für *and* als Präposition in der Bedeutung 'entlang' und *and(a)* als Präfix in der Bedeutung 'gegen' vorauszusetzen sind, wird sich nach dem obenbesprochenen als unhaltbar erweisen. Das gotische *and* bedeutet nicht nur 'entlang', sondern auch 'über-hin', 'auf-hin', was sicherlich auf eine adversative Bedeutung hinweist. Das Altfriesische liefert Belege genug für *and* mit dem Dativ und Lokativ, die der Bedeutung des armenischen *ənd* sehr nahe kommen.

Obschon, wie oben gesagt, die Konjunktion im Althochdeutschen nicht mehr als Präposition fungiert, fehlt es nicht an Beispielen, wo sie noch die Bedeutung von 'dennoch und dagegen' hat. Vgl. Wessobrunner Gebet:

Do dar niwiht ni was enteo ni wenteo
enti do was der eino almahtico cot.

Über dieses *enti* sagt Koegel[1]): „Ich habe *enti* nicht nur nicht mit Müllenhoff getilgt, sondern ihm sogar den ersten Reimstab gegeben und halte mich dazu durch die Nachweisungen von E. Kölbing, Z. f. d. Phil. 4, 347 ff., wo der Gebrauch von *enti* 'den Nachsatz einleitend' als gemeingermanisch erwiesen ist, für vollständig berechtigt; denn dieses *enti* kann ja noch nicht (?) 'und' heißen, sondern es muß der Grundbedeutung 'dagegen', auf die die Vergleichung des griechischen *ἀντί* führt, noch treu geblieben sein".

Ferner Scholten, 'Satzverbindende Partikeln bei Otfried und Tatian'[2]): „Bei Otfried ist diese Verbindung nicht immer rein kopulativ, sondern hat einen adversativen Nebensinn, *inti* 'und dennoch, dagegen'"; z. B. 2, 3, 8; 2, 14, 18:

thaz si ist ekord eina, muater *inti* thiarna.
thu bist iudiisger man, *inti* ih bin thesses thietes.

Ludwigslied 17 – 18:

sum was luginâri sum skâchâri
sum fol lôses *ind* er gibuozta sih thes.

Bei Notker unterscheidet sich nach Graff[3]) *unde* von *ioh* dadurch, daß dieses nur Verbindung *unde* aber auch Gegensatz anzeigen kann: 'sie in terra *unde* er in coelo'.

---

[1]) Geschichte der deutschen Literatur, Bd. I 273.

[2]) Paul u. Braunes Beiträge XXII 394.

[3]) Ahd. Sprachschatz Bd. I 362.

II. Die ahd. Konjunktion *joh* und got. *jah*.

Diese Beobachtung führt uns folgerecht auf die Frage, was die ursprüngliche Funktion und Bedeutung des *joh* gewesen sein könnte. Man begnügt sich gewöhnlich mit der Annahme, daß diese Form aus dem gotischen *jah* entstanden sei, ohne sich darüber ins Klare zu setzen, wie das got. *a* zu *o* werden kann. Das *h* wird dann selbstverständlich dem *h* in *jah* gleichgestellt, welchem man denselben Ursprung zuschreibt wie dem *h* in *ni-h* (aus *ni-uh*), *nauh* (*nu-uh*) und *auh* (*au-uh*). Aber wie kommt es, daß das *h* in diesen Wörtern im Westgermanischen erhalten geblieben und gerade in *jah* anscheinend verloren gegangen ist, mit einziger Ausnahme des althochdeutschen *joh,* worin aber das schwierige *o* steckt (vgl. angelsächs. *je,* altsächs. *ia, gia, gie* neben angelsächs. *þéah,* altfries. *thāch,* altsächs. *thōh*)? Das Althochdeutsche gibt uns darüber selbst Auskunft. Das *iâ,* woraus die angelsächsischen und altsächsischen Formen, sogar die gotische[1]), entstanden sind, war auch dem Althochdeutschen geläufig. Es ist ja leider nur aus bayrischen Quellen belegt; das Alemannische und Fränkische hatten es zur Zeit der ersten Denkmäler in dieser einfachen Gestalt schon aufgegeben. Im St. Emmeramer Gebet[2]) kommt *ia* achtmal vor.

> Kot almahtîgo, kawerdo mir helfan enti kawizzida mir
> *iâ* furistentida *iâ* gaotan willun saman mit rehten
> galaupôn mir fargepan za dînemo dionôste . . . .
> In dîno kanâdâ enti in dîno miltidâ, wîho truhtîn,
> pifilhu mîn herza *iâ* mînan cadanc *iâ* mînan willun *iâ*
> mînan môt *iâ* mînan lîp *iâ* mîniu wort *iâ* mîniu werh.

Glossen[3]) Bd. II 227, [30]. [49]. 228, [2]. 232, [11]. 342, [31]. [54]. 101, [51].

> Aurigarum ac strionum = mit reitun furentero *iâ* dero spilaro.
> Excessibus = uzkengin *iâ* missatatim.
> (abiecta) Convitiorum probra = unwirdida *iâ* dero skeltono itwizza.
> Minutas ac tenues voces format = luzzilo *iâ* ciligo lûtit.

---

[1]) In einem Bruchstück der Wiener Alkuinhandschrift steht in lat. Buchstaben geschrieben '*ia chuedant ia chuatun*'. Vgl. aber hierzu Zeile 11, 12 (Streitberg, Got. Bibel S. 475). Ferner Streitberg, Got. Gramm. S. 37: 'Inter eils goticum scapia matzia *ia* drincan'.

[2]) Braune, Lesebuch S. 54 u. 29 resp.

[3]) Steinmeyer-Sievers, Althochdeutsche Glossen, 4 Bde.

Confessio = lop *iâ* pigiht.
Inlecebris = unchuskim *iâ* unurlaupantlih.
Pestem = suht. thiu inzehnit ungalaupa *iâ* ander upil inchristani.

Exhortatio[1]) ca. 810.

In Zeilen 9, 11, 18, 23 steht *iâ* allein:
daz alle farstantan mahtîn *iâ* hucti cahapên.
dera er caheilit scal sîn, *iâ* dera er canesan scal.
iâ der den sînan filleol lêren farsûmit.
wanta iz ist cotes capot *iâ* daz ist unser hêlî *iâ* unsares hêrrin capot.

In Zeile 8 u. 11 *iâ auh:*
za diu daz allêm christânem za galauppenne ist *iâ auh* simplum za pigehanne.
dera er caheilit scal sîn iâ dera er canesan scal, *iâ auh* dei wort des fraono capetes, dei der truhtîn selpo za gapete casazta.

Glossen IV 331[9]:
Sed = *iâ auh.*

In Zeile 20 u. 21 ist *iâ auh* zusammengezogen in *iauh:*
de galaupa *iauh* das frôno gapet alleru îlungu îlle calirnên *iauh* dê kalêren.

Ebenfalls in Glossen II 101,[49]. 216,[31]:
Pestem, suht. diu inzechinit ungaloupa *iauh* andar upil.
ac praecipites = *iouh* gaha.
Sive in excelsum supra = *iouh* in himil ûf, aber in Clm. 19440 *ioh* in himil ûf.

Hier finden wir meines Erachtens die Entwicklung des althochdeutschen *ioh*[2]). Das *au* in *iauh* ist vor *h* zu *ǭ* geworden und dann wegen der Unbetontheit zu kurzem *ǫ*. Spuren der nichtkontrahierten Form *iouh* finden sich noch hie und da in späteren bayrischen Denkmälern. Vgl. Otlohs Gebet[3]).

trost . . . aller dero di in dih gloubant *iouh* in dih gidingant.
mîna sunta *iouh* mîna ubila.
durch dînan namon *iouh* durh mîna durfti.
Trohtin, dû gib mir chraft *iouh* dû chunst daro zuo.
gihôrsama *iouh* gidult.

---

[1]) Braune, Lesebuch S. 29.
[2]) Vgl. Seite 12 u. 20. [3]) Braune, Lesebuch S. 76.

mînan gidanchan *iouh* mînemo lîhnamon.
durh dîna ûffart *iouh* durh di gnâda.
dara nâh hilf mir durh die diga sancte Mariun êwiger magidi *iouh* durh die diga sancti Michaelis.
daztû si lâzzest gniozzen des gidingon, den sidînen gnâdun habent *iouh* zi mînemo gibeti.
dara nâh ruofo ih zi dînen gnâdun umbe alla unsre rihtâra, phaffon *iouh* leigun, daz tu sie soliha gimacchost, daz si sih selben megin grihten unte alla in untertâna *ioh* bivolahna.
dara nâh bito ih umba allaz daz ungrihti *iouh* umba allen den unfrido *iouh* umba daz ungiwitiri.
dara nâh ruofo ih umbi alla unsri broudra virvarana hie bigrabana *iouh* umba alla die, die der hie sint begraban mit rehtero glouba virvarana.
dara nâh bito ih umba alla die tôton, die hia bruderschaft habant, *iouh* umba alla die, dero alamuosan wir io imphiangin.

Genesis [1]).
also prouchet er den leim, swiez geviel in zwein deme vater *iouch* dem sune. usw.

Exodus [2]).
sîne hente er dô denete also in sîn brouder manete ze der heidene ungemache uber diu wazzer *iouch* die bache.

Das *iouch* erscheint auch in der Form *ioch.*

Genesis [1]).
Er têt an dem antlutze siben locher nutze
zwei an den ôren daz er muge horen.
ioch zwei ougen daz er sêhe die getougen

Exodus [2]).
Diu vorht têt in sô wê daz si mohten zergên,
die sie hebeten umbe den lîp umbe dei chint *ioch* dei wîp.

Was meiner Ansicht nach bei der Entwicklung des *joh* aus *iâ auh* wesentlich mitspricht, ist die Tatsache, daß die Bedeutung des zweiten Elementes *auh* immer mehr oder weniger zum Vorschein kommt. In einigen obenangeführten Stellen kann das *ioh* sehr gut mit 'und auch' übersetzt werden. Vgl. Genesis 3. 38. Bei Williram [3]) hat das *ioh*

[1]) Hoffmann, Fundgruben II $13^{28.\,38}$. [2]) Ebenda II 100^{43}; 161^{11}.
[3]) Quellen u. Forschungen, Bd. 28, hrsg. v. Seemüller.

nur noch die Bedeutung von *auh*, außer in dem Korrelativum *beide* ... *ioh*.

Q. u. F. 28:

48 [37]. ih wil *ioh* den gedingon an in haban.

50 [13]. mit maniger slahte woletâte, dîe siu sich anenimet *ioh* sine praeceptis.

132 [8]. ich wil dir *ioh* skêinan so fervidam caritatem.

135 [9]. unte nendet aller frumichêite unte iro gedinges anne mînen sponsum, des *ioh* ich êino scolta gebrûchan.

'Sogar auch':

62 [11]. lêistes du mir die trîuwa sih welche gnâda ih dir skêinon *ioh* in dirro werlte.

105 [5]. universitas fidelium ... diu wunterot unde mendit sih der êron mînero catholicae ecclesiae, *ioh* selbo dîe non sinceri praedicatores.

126 [15]. unte sîe ... corda auditorum so verro gesterchen, daz sîe *ioh* idonei werden ... passionem tuam imitari.

127 [4]. per doctores gekundet wirdit per totam latitudinem mundi *ioh* selb den paganis.

(2) 'Und' nur in der Verbindung *beide* ... *ioh*:

36 [2]. bêide per divinitatem *ioh* per nativitatem.

55 [6]. bêide doctores *ioh* auditores.

59 [5]. bêide judaicum populum *ioh* gentilem usw.

41 [4]. dîe der bêide wolton, *ioh* in me credere, *ioh* legem carnaliter observare.

(3) 'Nicht nur ... sondern auch':

48 [23]. unte ih wil in sûochan in derro werltburge, obe ih dechêin sîn spor muge vindan, *nîet ze êinero nôte* an den, dîe da gênt angustam viam quae ducit ad vitam, *nobe ioh* an den, dîe da noh gênt latas vias huius seculi.

61 [4]. *nîeth zêiner gnôte ... sunter ioh.*

136 [15]. *nîeth den êinen ... sunter ioh.*

Diese Eigentümlichkeit ist keineswegs auf das Bayrische beschränkt. Im ostfränkischen Tatian[1]) kommt das *ioh* nur dreimal vor, zweimal als Übersetzung des lateinischen *etiam* = *sogar auch*; einmal des *et* ... *et* = *ioh* ... *ioh*.

---

[1]) Tatian, hrsg. v. Sievers, S. 367.

67[3]. Domine, etiam demonia subiciuntur nobis in nomine tuo. Truhtin, *ioh* diuuala sint uns untarthiutite in thinemo namen.

145[17]. uta ut in errorem inducantur, si fieri potest, etiam electi = so thaz in irridon werdent gileitit, ob iz mag wesan, *ioh* thie gicoranon.

170[6]. nunc autem et viderunt et oderunt et me et patrem meum = nu gisahun inti hazzotun *ioh* mih *ioh* minan fater.

Aus dem südrheinfränkischen Otfrid[1]) kann man zahllose Beispiele beibringen. Vgl. I, 1, 79 u. 91:

Ioh mennisgon alle ther se iz ni untarfalle
(ih weiz iz got worahta), al eigun se iro forahta.
Ioh fand in theru redinu thaz fon Macedoniu
ther liut in giburti gisceidiner wurti usw.

In der alemannischen[2]) Benediktinerregel werden *sed et* und *sed etiam* (6mal) = 'sondern auch' immer durch '*uzzan ioh auh*' übersetzt. Vgl. ferner:

K. 7. Qui percussi . . . maxillum prebent et aliam = die kislagane chinnibahhon keben, kebeen *ioh* andran.

Prf. Unde et dominus (truhtin) in evangelio est = danan *ioh.*

K. 3. Sed sicut discipulos convenit oboedire magistro, ita et ipsum provide et juste concedit cuncta disponere = uzzan so discoom kerisit hoorreen demu meistre *so ioh* imu forakesehantlihho, indi rehto klimpit alliu kesezzan.

Im Gegensatz zu diesen hochdeutschen und den den hochdeutschen nahestehenden Dialekten (wie dem Ostfränk. und Südrheinfränk.) haben die niederdeutschen (Angelsächs., Altsächs.), denen sich hierin die ahd. Übersetzung des Isidor anschließt, die ursprüngliche Bedeutung und Funktion des *ia* (*ioh,* Isidor) streng bewahrt. Im Isidorischen *joh* war das *ia*-Element hinsichtlich der Bedeutung das betonte, dagegen das *auh* das unbetonte, denn in den Beispielen, die ich hier beibringe, ist keine Spur von einer Nebenbedeutung 'und auch' vorhanden. Das beweist aber nicht, daß hier das gotische *jah* intakt geblieben ist, sondern nur, daß der ursprüngliche Bestandteil *ia* sich behauptet hat. In bezug auf das *ǫ* in *joh* konnte man leicht auf den Gedanken kommen,

[1]) Otfrid, hrsg. v. Erdmann.
[2]) Reichenauer Beichte, MS Denkmäler LXXV.

daß das *ǫh* 'aber' einen Einfluß gehabt hätte. Aber daß ein *a* vor *h* zu *ǫ* wird, ist nicht zu beweisen. Nur vor Nasal oder Liquida wie *fona* aus *fana, womba* aus *wamba, einfolt* aus *einfalt* wäre ein solcher Übergang lautlich erklärlich. Vielmehr läßt sich die Sache umgekehrt erklären, nämlich, daß das *oh* durch *joh* beeinflußt wurde.

Isidor[1]):

ab oculis hominum et a volucribus caeli abscondita est = fona mannô augôm *ioh* fona allêm himilis fleugendêm ist siu chiborgan (2, 15).

angelorum intelligentiam atque scientiam = angilô firstandan *ioh* iro chiwizs (3, 4).

Got *ioh* Druhtin übersetzt jedesmal Deus et Dominus (3mal).

gentes et regna = dheodun *ioh* riihhi (6, 10).

Ioh übersetzt latein. *-que* in:

quae una eademque in trinitate est = dhiu ein *ioh* samalîh in dheru dhrînissu ist (19, 19).

An einer anderen Stelle gibt *endi* das latein. *-que* nur scheinbar wieder. In Wirklichkeit ist die Übersetzung hier mit dem Original nicht zu vergleichen, denn der Ablativus absolutus des Isidor ist von dem ahd. Übersetzer durch einen selbständigen Satz umschrieben, und das *endi* muß dann zur Anknüpfung gebraucht werden:

Venit tandem filius dei et corpus humanum adsumpsit ut dum videretur crederetur, omissisque mundanis demonum simulacris reconciliaretur gratiae conditoris = dhuo azs iungist bidhiu quham gotes sunu endi antfenc mannes liihhamun, dhazs, dhanne sie inan selbun chisâhîn, dhoh sô chilaubidîn, *endi* dhazs mittingart firleizssi diubilô drughida endi avur arwegôdi zi sines scheffidhes huldîn (29, 18).

Hier wie sonst verbindet der Übersetzer in sehr geschickter Weise das inhaltlich Zusammengehörige[2]). Vgl.:

Superest de spiritu sancto, de cujus deitate sic ait Job et quia spiritus dei est = ubar dhazs ist auh hear bifora fona dhemu heilegin gheiste, fona dhes gotnissu *ioh*[3]) dhazs ir gotes gheist ist, sus quhad Job (12, 12).

---

[1]) Der ahd. Isidor, hrsg. v. G. A. Hench, Straßburg 1893.

[2]) Vgl. Kölbing, Z. f. d. Phil. IV 347.

[3]) Rannow (Der Satzbau des althochd. Isidor, Berlin 1888, S. 15, Anm. 6) meint, daß das Abwechseln der Konjunktionen *endi* und *joh* nur unbewußt geschehe. Er übersieht dabei den feinen Unterschied der Bedeutung zwischen

Sed tota inest ei plenitudo divinitatis et gratiarum = oh in imu ist elliu folnissa gotes ghebono *ioh* gheistes (40, 13).

Auch in langen Sätzen weicht er vom Lateinischen ab um die Verbindung unter den Satzteilen zu kennzeichnen:

In Danihele igitur tempus adventus ejus certissime ostenditur et anni numerantur et manifesta signa ejus pronunciantur et post adventum ejus et post mortem futura Judaeorum excidia ibi certissime manifestantur. = In dhemu heilegin Danihêles chiscribe ist umbi dhea Christes chumft ernustliiho araughit endi iaar arzelidu, *ioh* offono sindun siniu zeihhan dhes bifora chichundidin, *ioh* dhâr ist auh offanliehhôst chisaghet, hwêo dhero Judeo quhalm after Christes chiburdi *ioh* after sîneru martyru quheman scoldi (25, 11).

Das Korrelativum *ioh . . . ioh*, das wir ziemlich häufig im Angelsächsischen und Altsächsischen finden, ist im Isidor nicht belegt. Aber aus einer Stelle dürfen wir schließen, daß es dem Übersetzer nicht fremd war:

Principatus ejus super humerum ejus, sive quia crucem propriis humeris ipse portavit sive quia titulum regni super humeros et caput ejus Pilatus scripsit = siin hêrduom oba sînêm sculdrôm *ioh bidhiu hwanda* ir in siin selbes sculdrôm siin crûci druoc, *ioh bidhiu hwanda* dhen titulo sînes riihhes oba sînêm scoldrom endi sînemu haubide Pîlâtus screiph (23, 1).

Um sich den Gebrauch dieses Bindewortes im Angelsächs. und Altsächsischen besser zu vergegenwärtigen, vergleiche man die folgenden Stellen:

Judith 166 ealde *ge* geonge. Cynew. Chrs. 847 leofum *ge* lâðum. Hymnus 39 cwucra *ge* deadra. Klage der Frau 25 feor *ge* neah. Phoenix 523 sôðfaest *ge* synnig.

ge . . . ge:

Beowulf 1864:

Ic þâ lêode wât
ge wið fêond *ge* wið frêond faeste geworhte
æghwæs untæle ealde wîsan.

Andreas 542:

A þiu dôm lyfað
ge neh *ge* feor is þiu nama hâlig.

---

beiden. Auch das Verhältnis des *endi* (143mal) zu *ioh* (14mal) scheint mir gegen Rannows Ansicht zu sprechen.

Elene 629 – 31:

ge he heofonrîces 'hogde' swâ môde
and þis andwearde anforlête
rîce under roderum, *ge* he ðâ rôde ne tǽhte.

Elene 964 – 65:

Gode þancode
wuldorcyninge, þǽs hire se willa gelamp
þurh bearn godes bêga gehwædres,
ge æt þære gesyhðe þǽs sigebeames
ge ðǽs geleafan, þe hio swâ lêohte oncnêow
wuldorfæste gife in þǽs weres brêostum.

Beowulf 1248 *ge* . . . *ge* . . . *ge:*

waes þēāw hyra,
þæt hîe oft wǽron anwîggearwe
ge æt ham *ge* on herge, *ge* gehwæðer þâra
efne swylce mǽla, swylce hira mandryhtne
þearf gesælde; wæs sêo þêod tilu!

Alfred, Metra 20[13]:

ge an farað *ge* eft cumað.

Genesis 752 *ge* . . . *and* (der einzige Beleg, den Grein, Sprachschatz, angibt):

forþon hêr synt bûtû gedôn
ge þæt hæleða bearn heofonrîce sculon
lêode forlǽtan *and* on þæt lîg to þê
hâte hweorfan.

Im Altsächsischen (Heliand u. Genesis) hat sich ein eigentümlicher Gebrauch entwickelt, wonach das *ia (gie, ge)* allein nur Sätze oder Satzteile verbinden kann. Als *ia* . . . *ia* verbindet es dreimal Substantiva. Da das *ia, gie, ge* verhältnismäßig selten gebraucht wird, führe ich alle Stellen im Heliand und in der Genesis an. Ich möchte dabei hinzufügen, daß die Form *ia* mit der einzigen Ausnahme von Heliand 354 nur im Monacensis vorkommt.

Hel. 354:

Fôrun thea bodon oƀar all,
thea fon them kêsura cumana wârun,
bôkspâha weros, endi an brêf scriƀun
suîđo niudlîco namono gihuilican,
ia land *ia* liudi, that im ni mahti alettian man
gumono sulica gambra usw.

4054:
that he selƀo was sunu drohtines
bêðiu *ia* lîf *ia* licht liudio barnon
te astandanne.

4373:
that ôðar al brinnandi fiur
ia land *ia* liudi logna farteride.

3905:
Habdun ina far iro hêrron *ia* far heƀencuning.

4098:
Thô he te Lazaruse hriop
starkaru stemniu endi hêt ina standen up
ia fan themu grabe gangan.

4455:
So gefragn ik that them rinkun thô riki drohtin
umbi thesaro weroldes giwand wordun talde,
huô thiu forð ferid, than lango the sie firiho barn
ardon môtun, *ia* huô siu an themu endie scal.
teglîden endi tegangen.

2256–57:
Nis nu lang te thiu,
that thia strômos sculun stilrun werðan
gi thit wedar wunsam. Tho hi te themu winde sprac
ge te themu sêwa so self endi sie smultro hêt
bêðea gebâream.

5837:
Hiet ôc an sundron Simon Petruse
willspell mikil wordun cûðian
cumi drohtines *gi* that Crist selƀo
was an Galileo land.

5870:
.... Warun im so acumana thuo noh
gie sô forahta gefrumida. ....

5895:
Thuo wârun sia an iro muode frâha,
gie im te them graƀe bêðia Johannes endi Petrus
runnun oƀastlîco.

Die Form *iac,* welche die Genesis allein kennt, ist öfters im Heliand belegt[1]). Vgl. z. B. Hel. 1208:

Was that an is wordun scîn
iac an is dâdiun sô same, that he drohtin was.

Was wäre hier natürlicher als das *iac* aus *ia* + *ak* entstanden zu betrachten. Dies deckt sich vollständig mit dem althochdeutschen *joh.*

gie (ge) . . . gie (ge) 'sowohl als':

Heliand 1657:

Nis eo sô sâlig man,
that mugi an thesoro brêdon werold bêðiu anthengean,
ge that hi an thesoro erðo ôdag libbea,
an allun weroldlustun wesa, *ge* thoh waldand gode
te thanke getheono.

5467 – 68:

Was im bêðies wê,
gie that sea ina sluogin sundia losan,
gie it bi them liudion thuo forlâtan ne gidorsta
thuru thes werodes word.

Wie im Angelsächsischen (Genesis 752) ist auch im Heliand *ia . . . endi* nur einmal belegt.

4260 – 61:

Thô wârð thar gumono sô filu
giwendid aftar is willion, siður sie that word godes
hêlag gihôrdun, hebencuninges,
antkendun craft mikil, kumi drohtines,
hêrron helpe, *ia* that hebenrîki was,
neriendi ginâhid *endi* nâða godes
manno barnun.

Die enge Verbindung zwischen den Satzteilen wird dadurch beeinträchtigt. In der Genesis, Zeile 276, ist kaum ein Unterschied zwischen *jac* und *endi* wahrzunehmen:

Geng thuo tegegnes endi gode thankade,
hebankuninga, thes he im thea helpa ferlêch
that he muosta sea mið is ôgum an luokoian,
jac he sea an kneo kusta *endi* kûsco bad,
that sea suohtin his seliða.

---

[1]) Vgl. Heliand, hrsg. v. M. Heyne, Paderborn 1866, S. 239.

89—90 *jac ... jac* 'sowohl ... als':
Bêtho was im thô an sorogun *jac* iro barnas dôđ,
thes heliðas hinfard, *jac* that im miđ is handun fordæda
Kain an sulicun qualma.

Zeile 323 setzt Behaghel *jac* für das handschriftlich überlieferte *ac* ein. Da die Zeile auch sonst große Schwierigkeit macht, läßt sich nicht sagen, ob die Verbesserung zu billigen ist.

Diese Beispiele lassen sich aus allen Dialekten vermehren, aber die obenangeführten werden hoffentlich genügen, um den Unterschied zwischen *joh* und **andi* deutlich zu zeigen. Dafür, wie mechanisch die zwei manchmal von Schreibern auseinander gehalten werden, ohne die geringste Rücksicht auf die Bedeutung und den Satzbau zu nehmen, gewähren die Murbacher Hymnen das beste Beispiel; *joh* übersetzt mit drei Ausnahmen immer das latein. *-que*; *inti*, das latein. *et*[1]).

Es ist ja sehr auffällig, daß gerade die ältesten althochdeutschen Denkmäler das *joh* nicht kennen, wie z. B. die Pariser, Keronischen und Hrabanischen Glossen, das Hildebrandslied, Muspilli, Carmen ad Deum und die Zaubersprüche außer dem späten 'Contra Malum Malannum'[2]). Im Otfried dagegen überwiegt das *joh*. Im Isidor ist es auch ziemlich häufig. Daraus darf man aber nicht schließen, daß das *joh* früher dem Fränkischen allein eigen war und erst später ins Hochdeutsche eingedrungen ist, denn die Monsee-Fragmente zeigen, obgleich der Vorlage genau folgend, daß es dem hochdeutschen Übertrager geläufig war, sonst hätte er es ausgemerzt oder, wie dies manchmal vorkommt, durch *enti* ersetzt (vgl. Hs. B[4] des St. Emmeramer Gebets, Kögel, Lit.-Gesch. II 556).

III. Die Entwicklung der Form *andi* im Westgermanischen.

Man ist fast überall noch der Ansicht, daß wir es in den althochdeutschen Formen *anti, enti, inte, unte (unde)* mit einem Ablaut zu tun haben (wie in binden, band, gebunden), der ganz und gar auf der ursprünglichen Betonung beruht. Diese Ansicht wird erstens dadurch widerlegt, daß die Denkmäler vor dem 10. Jahrhundert die Form *unde, unte* überhaupt nicht kennen. In den allerältesten, den Pariser

[1]) In den Murbacher Hymnen 7, 8, 3 übersetzt *inti ioh* das lat. *atque*. Im Isidor und in den Monsee-Wiener Fragmenten *endi (enti) ioh* = *quod*.

[2]) MS. Denkmäler IV.

Glossen ca. 775—80, und den Casseler Glossen ca. 790—800, ist mit zwei Ausnahmen (Pa. hat *enti* 2mal) nur *anti* belegt. Dann kommen in dem Hrabanischen Glossar ca. 790 und den Monsee-Wiener Fragmenten (hier allerdings ist *enti* der Vorlage zuzuschreiben) ca. 810 *anti* und *enti* nebeneinander vor, letztere Form schon überwiegend. Jetzt nimmt *enti* von ca. 810—900 die Oberhand, bis es seinerseits durch *inti(e)* verdrängt wird. Ebenso ist es in den anderen Dialekten. Beim Isidor ca. 770 ist *andi* schon zu *endi* geworden. Der Weißenburger Katechismus ca. 800 hat schon zweimal *indi* gegenüber *endi* (38).

Den zweiten Einwand gegen die Betonungstheorie erheben die angelsächsischen und altsächsischen Formen *and* und *endi*. Weshalb haben wir hier nur je eine Form? Darf man annehmen, daß **andi* im Angelsächsischen die ursprünglich vollbetonte Form bewahrt habe, im Altsächsischen dagegen wegen schwächerer Betonung zu *endi* geworden und dann auf dieser mittleren Stufe stehen geblieben sei? Daß der Grad der Betonung in historischer Zeit nichts mit der Form zu tun hat, zeigt die Behandlung der Konjunktion im Verse, wo die betonte Form nicht von der unbetonten abweicht. Vgl. Wessobrunner Gebet:

D'ô dâr niwiht nì wás   énteò ni wénteò
énti dô wàs der éinò   álmàhtî'co cót
mánno míltìstò *ènti* (dâr wârun auh) mánakè mit ínnan
cóotlîhhe géist'â   *ènti* cót héilàc.

H. v. Veldeke 6032ff.[1]):

tòe den sélven stónden wàs
der kóninc 'ût der bórch kòmen
àls wir wále hàn vernómen
met gr'ôten froúden *ènde* spéle
do gesâ'gens állenth''alben v''ele
hútten *ènd* getélde
an der wésen *end* àn den vélde. usw.

Die richtige Erklärung der Formen *anti, enti, inti* hängt zunächst mit dem *i*-Umlaut zusammen. Dieser Umlaut hat bekanntlich das Althochdeutsche am allerletzten getroffen; deshalb hatte es noch *anti* wo das Mittel- und Niederfränkische und Altsächsische schon *endi* hatten. Erst um die Mitte des 8. Jahrhunderts ist im Bayrischen das *i* in *anti* in Wirkung getreten und das anlautende *a* zu *e* umgelautet. Diese Wirkung des *i* blieb aber nicht dabei stehen, sondern setzte sich fort

[1]) F. Saran, Deutsche Verslehre, München 1907, S. 266—67.

auf das *e* in *enti,* welches dann zu *i* assimiliert werden mußte *-inti.* Die Wirkungsfähigkeit des auslautenden *i* hat sich hiermit erschöpft. Es wurde zu *e* abgeschwächt, d. h. tonlos, das führte zu *inte.* Mit dem *unte* ist es nicht so einfach bestellt. Haben wir es hier mit einem bloßen Lautübergang von *inte* zu *unte* zu tun, oder war dabei etwa eine Analogiewirkung mit im Spiele? Beispiele von Verdunklung eines *i* vor *n* gibt es genug. Vgl. im Leidener Williram (Entholt, Seite 25) *unt-* für *int-* in *untfahan, untwichan* usw.; in den Gregorglossen (Schatz, Altbayr. Gramm. § 37) *untsigiloth* (Ahd. Glossen II 622, 14); in den Prudentiusglossen (Ahd. Glossen II 464, 13) *untfuor.* Dieser Übergang von *int* zu *unt* fällt ungefähr in dieselbe Zeit, in welcher sich die Konjunktion *unte* entwickelt hatte. Direkten Lautübergang von *ent-* zu *unt-* anzunehmen, ist weniger überzeugend, ist auch nicht einmal nötig, denn *int-* war schon auf dem gesamtoberdeutschen Gebiet vor dem Auftauchen des *unt-* üblich (vgl. Braune, Ahd. Gramm. § 73, Anm. 2). Für Abschwächung der 3. Pl. Indic. Praes. der starken Verba zu *unt-*, vgl. Graff, Sprachschatz, Bd. II, 1145. Die Beispiele sind auch nur aus den jüngsten ahd. Denkmälern belegt. Der Grund für diesen Übergang liegt in der Tieftonigkeit des betreffenden Präfixes oder Suffixes. So wird es wohl mit der Konjunktion gewesen sein, die dem im Satze vorhergehenden Wort sprachlich angeschlossen war und dadurch einen Teil ihrer Betonung einbüßte. So lange aber das auslautende *i* in *inti* noch seinen vollen Klang besaß, war diese Verdunklung des anlautenden *i* unmöglich.

Hieraus ergibt sich ein Kriterium zur zeitlichen Bestimmung von Denkmälern. Für das Bayrische war, können wir ungefähr sagen, die Form *anti* bis 800 überall üblich. Von 800 – 900 ist *enti* die alleinherrschende. Von 900 – 1000 gilt fast durchweg *inti(e).* Von 1000 an *unt(e),* das später zu *und(e)* erweicht wurde. Man muß bei dieser Einteilung immer bedenken, daß die Zahlen nur relativ gemeint sind. Die Perioden greifen immer ineinander über, was allerdings selbstverständlich ist, denn anders könnte eine allmähliche Entwicklung nicht statthaben. Für das Alemannische gilt ungefähr dasselbe. Für die fränkischen Dialekte müssen wir die Zahlen mindestens ein halbes Jahrhundert zurücksetzen.

Ein zweites Kriterium (zur örtlichen Unterscheidung) liegt in dem inlautenden Dental. Fast alle Denkmäler, die Formen der Konjunktion mit inlautendem *t* aufweisen, sind oberdeutsch, d. h. bayrisch, alemannisch, dazu rechne ich auch ost- und südrheinfränkisch. Diejenigen mit in-

lautendem *d* sind rhein- (bezw. elsässisch), mittel- und niederfränkisch. Ob diese Behauptungen sich bestätigen lassen, wird sich im Verlaufe der Untersuchung herausstellen.

Andi — Anti.

Angelsächsisch:

Die angelsächsische Form ist fast ausnahmslos *and* oder mit verdunkeltem Vokal *ǫnd,* vereinzelt auch *ǫn* mit Abfall des Dentals. In einigen Denkmälern jedoch, und zwar gerade den ältesten, findet sich die merkwürdige Form *end.* In den Corpus-Glossen, die nach Wanley und Wright aus dem 8. Jahrhundert stammen (vgl. Sweet E. E. T. S. Bd. 83, Seite 4, 1885), kommt es zweimal vor. Zeile 78:

Atqueve = *end suelce* (Z. 238 *on suilce*).

Z. 645 delicatis et querulis = wrastum end seobgendum.

In den Erfurter Glossen, die von einem hochdeutschen Schreiber aus dem Ende des 9. Jahrhunderts kompiliert worden sind, ist das *end* nur einmal belegt, auch zur Übersetzung des *adqueve* = *end suilce.* Dieselbe Glosse findet sich auch in der Epinal-Handschrift, und der ältesten angelsächsischen Schreibung gemäß (denn die Handschrift stammt sehr wahrscheinlich aus dem 7. Jahrhundert) wird hier *ae* für *e* geschrieben, *adqueve* = *aend suilcae.*

Was den Dialekt dieser Glossen anbelangt, verweise ich auf Skeat, ‚Our English Dialects', Seite 66 ff., der ihn für mercisch[1]) hält. Demnach muß das *end* auch mercisch sein, was durch das zweimal belegte *end* einer mercischen Urkunde aus dem Jahre 836 bestätigt wird (vgl. Sweet, E. E. T. S. 83, S. 453).

Im Northumbrischen muß *end* auch einmal üblich gewesen sein. Vgl. das Caedmonische Lied ca. 737 (Sweet S. 149):

Metudæs maecti *end* his modgidanc.

In den in ein Fischbeinkästchen geschnitzten Versen (um 700) kommen die zwei Formen *and* und *end* nebeneinander vor.

Auf d. linken Seite:

oþlæ unneg Romwalus *and* Reumwalus twœgra gibroþær
afœddæ hiæ wylif in Romæcæstri

Auf d. rechten Seite:

Her . . sitiþ on harmbergæ
. . sorgæ *and* sefu tornæ

---

[1]) Vgl. Chadwick, Transactions of the Cambridge Phil. Society 1899, S. 250 ff.

Auf d. Rückseite:

Her fegtaþ Titus *end* Giuþeasu . . . .

In bezug auf den Dialekt sagt Napier[1]): „It is obvious at a glance that the runes were carved by an Anglian not a West-saxon. We have the distinctively smoothing of diphthongic sounds before *g*, in *-bergae, onneg, fegtaþ*, and the absence of diphthongization after an initial palatal in *caestri*. Stephens assigned a Northumbrian origin to the casket, and this is confirmed by the loss of inflectional *n* in *sefu*, by the insertion of a svarabhakti vowel in *wylif*, and by the *ae* in *caestri*, which in the Mercian Vespasian Psalter would be *cest-*. We may, I think, safely assert that the home of the casket was the coast of Northumbria.“ Bei diesem *end* ist zweierlei zu beachten: erstens, daß es nur in den ältesten Denkmälern belegt ist, und zweitens, daß der Dialekt anglisch d. h. northumbrisch und mercisch ist. Ob diese Form auch sonst häufig gebraucht wurde, läßt sich nicht sagen, denn die Schreiber haben sehr selten die Konjunktion ausgeschrieben, und man weiß deshalb nicht, welche Form ihnen oder ihrer Vorlage geläufig war.

Altfriesisch:

Im Altfriesischen finden wir acht Formen (*and, ande, anda, end, ende, enda, an, en*). Die mit anlautendem *a* (*and, ande, anda*) waren sowohl in Westfriesland als in Ostfriesland bis gegen 1390 üblich. Dies ergibt sich aus den Urkunden und namentlich — was Richthofens Ansicht, es habe immer ein Unterschied zwischen dem westfriesischen *end* und dem ostfriesischen *and* bestanden, ganz hinfällig macht — aus dem Codex Unia[2]), der nur die Form *and* aufweist. Von 1390 an dringt immer mehr und mehr das niederländische *end(e), en* ein. Vgl. die Urkunde vom 22. November 1390, ausgestellt zu Tunawerth (Ternaerd) in Westdongeradeel (Rq. 560a 19—560b 29), wo *en* neben *and* erscheint. Die Urkunde vom Juni 1392 (Charterb. I 252) hat bereits durchweg *ende*. Die Handschriften Dr. R und I zeigen außer den älteren Stücken von I nur die Formen *end, ende*.

Wir dürfen also die Sache so beurteilen: Die Formen *and, ande* waren bis zum letzten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts in Ost- und Westfriesland alleinherrschend. Die Form *end(e)* ist dann mit anderen niederländischen Eigentümlichkeiten, wie z. B. der Schreibung *ae, uu,*

[1]) An English Miscellany presented to Dr. Furnivall, Oxf. 1901, S. 379.

[2]) Siebs, Abhandl. der Akademie d. Wiss. Berlin, 1895.

ee, ii, oe für langes *a, u, e, i, o* in das Westfriesische eingedrungen. Das Ostfriesische bewahrte noch eine Zeitlang das *and(e)*, mußte aber schließlich auch dem niederländischen Einfluß unterliegen. Deshalb haben wir das merkwürdige Gemisch[1]), „in der Handschrift S, einem bei Schwartzenberg abgedruckten Manuskript des westerlauwerschen Frieslandes, wo zu beachten ist, daß dies eine Bußtaxen des Ostergo und Westergo umfassende Handschrift ist, deren einzelne Abschnitte in mancher Beziehung von einander dialektisch abweichen; im ganzen herrscht aber in den dem Ostergo angehörenden Teilen die Form *and*, in denen des Westergo *ende* vor, manche einzelne Ausnahme mag dem Schreiber zur Last fallen".

Im Ostergo	Seite 442, 443:	*and*	35 mal,
	„ „ „	*ende*	5 mal,
	„ 451, 452:	*and*	50 mal, kein *ende*.
Im Westergo	„ 482 – 491:	*ende,*	kein *and,*
	„ 500 – 504:	*ende,*	„ „
	„ 492 – 500:	*ende*	und *and.*

Die Form *anda,* die öfters in den friesischen Denkmälern vorkommt, ist wohl aus Anlehnung an das *anda* (für *an tha,* wie auch *andene* für *an thene, andere* für *an there* usw.) entstanden. Die Präposition *anda,* Konjunktion *anda* und Präposition + Pronomen *anda* sind also formell zusammengefallen.

Altsächsisch:

Im Altsächsischen ist das *and(e)* nur im Taufgelöbnis und in den beiden Hss. des Freckenhorster Heberegisters belegt. In dem Auszug eines lateinischen Briefes des Erzbischofs von Köln (?) an Karl den Großen ca. 802 (vgl. Jostes Z. f. d. A. 40, S. 187) kommt einmal *anda* vor in dem eingeschalteten *siniu gelp anda sinen willon.* Haben diese *and, ande, anda* als sächsisch zu gelten oder sind sie aus dem Altfriesischen entlehnt? Für das Taufgelöbnis ließe sich zur Not friesischer Einfluß annehmen (vgl. Kögel a. a. O. II S. 446 ff.). Im Freckenhorster Heberegister sieht Jakob Grimm (Kleine Schriften 4, 205 – 13; 5, 1 – 13) ebenfalls einige Frisonismen. Unter Frisonismen verstehe ich hier Reste einer friesischen Vorlage. Man könnte ja für Freckenhorst einen besonderen Klosterdialekt auf friesischer Grundlage annehmen. Doch ist für diese Annahme kaum ausreichender Grund vorhanden. Was für ein Dialekt dem hibridischen 'siniu gelp anda sinen willon'

[1]) Richthofen, Altfriesisches Wörterbuch, S. 605.

zu Grunde liegt, ist nicht sicher. Die Form *anda* findet sich zwar nur im Friesischen, aber da das friesische *anda* uns erst aus Hss. des 13. und 14. Jhdts. überliefert ist, kann es, wie ich oben (Seite 25) vermutet habe, eine späte Neubildung sein. Die Form *anda* in dem Auszug kann auch sehr wohl dem Schreiber zur Last gelegt werden. Ich möchte glauben, daß *and(e)* neben *endi* einst in ganz Westfalen gebräuchlich war, daß aber das *endi* in einigen Gegenden, und die waren gerade diejenigen, woraus unsere Überlieferungen stammen, sehr früh zur Herrschaft gelangte. Im Taufgelöbnis erscheint *and* nur einmal neben *ende* (3) und *end* (4). In der Kindlingerschen Handschrift des Freckenhorster Heberegisters verhält sich *ande* zu *endi, ende* wie 1 zu 87; in der vollständigen münster. Handschrift (beide sind aus dem 10. Jhdt.) *ande, and* zu *endi, ende* wie 25 zu 322. Im 14. Jahrhundert taucht dies *and(e)* plötzlich wieder auf in Urkunden aus derselben Gegend, z. B. aus Münster, Paderborn, Meschede, Soest. Vgl. unten '*And(e)* im späteren Mittelalter'.

Oberdeutsch:

Im Bayrischen erscheint *anti* in den Pariser Glossen ca. 775 – 80 [1]) 16 mal neben *enti* (2); in dem sogenanten Hrabanischen Glossar und dessen Bruchstücken β, γ, δ ca. 790 zweimal neben *enti* (3); in den Casseler Glossen ca. 800 dreimal und in den Monsee-Wiener Fragmenten ca. 810 *anti* (1), *aenti* (1) neben sonstigem *enti*, welches der Übertrager einfach aus dem *endi* seiner Vorlage (vgl. den Isidor mit durchgehendem *endi*) umgestaltet hat. Geläufig war ihm die Form *anti, aenti,* welche ihm zweimal unvermerkt in die Feder floß, denn es stand nicht in seiner Vorlage. Wie aus der Schreibung *aenti* hervorgeht, hat das anlautende *a* schon eine deutliche *e*-Färbung gehabt. Aus diesen Denkmälern läßt sich vermuten, daß *anti* bis zum 9. Jahrhundert in Bayern noch vorherrschend war. Auf dem ganzen oberdeutschen Gebiet ist *anti* nur noch einmal in dem Keronischen Glossar K^b ca. 785 – 95 belegt [2]). Dieses scheint mir, wie vielleicht auch das zweimal vorkommende *enti,* aus der bayrischen Vorlage (z) zu stammen (vgl. Kögel a. a. O. II 433). Eine Bestätigung findet diese Vermutung in der handschriftlichen Überlieferung der Glosse *gratia. kepandi. anstanti. huldi. kotes.* „Der Schreiber hat", wie Kögel (das Keronische

[1]) R. Kögel, Über das Keronische Glossar, Halle 1879, S. 8; P. u. B. Beitr. 9, 357 Anm.; Z. f. d. Phil. 32, 148, 173.

[2]) Über das *anti* im Hildebrandslied werden wir unten zu sprechen haben.

Glossar S. 8 Anm.) richtig bemerkt, „die Partikel *anti* nicht erkannt und nahm daher *anstanti* unverändert aus der Vorlage herüber." In Oberdeutschland, mit Ausnahme des Bayrischen, war also schon zur Zeit unserer ältesten Überlieferung anlautendes *a* zu *e* geworden.

Endi — Enti.

Die vereinzelten Beispiele des *end* im Angelsächsischen haben wir oben S. 23 besprochen. Das *end* in den späten Denkmälern, z. B. der Hatton-Hs. der Evangelien, kommt hier nicht in Betracht. Es bezeichnet nur eine dialektische Aussprache, wie etwa das *and* = *end* im amerikanischen Englisch.

Das Altfriesische hat auch ursprünglich nur die eine Form *and* gehabt, wie man aus den ältesten Hss. leicht sehen kann. Die späte Form *endi* ist offenbar aus dem Niederfränkischen (bezw. Niederländischen) eingedrungen. Ob wir in dem friesischen *ande* ein altes **andi* zu sehen haben oder nur ein *and* mit einem suffigierten d. h. unorganischen *e*, ist wegen der späten Überlieferung der Rechtsaltertümer gar nicht auszumachen. Aber falls das *ande* doch auf **andi* zurückginge, würde die weitere selbständige Entwicklung zu *endi* dadurch ausgeschlossen, daß das auslautende *i* in **andi* schon in den ältesten Hss. zu *e* abgeschwächt war und somit seine Wirkungsfähigkeit eingebüßt hatte.

Das Altsächsische hat durchweg *endi*; für die paar Belege des *and* vgl. Seite 25. Das frühe Auftreten des *endi* aus **andi* entspricht dem sonstigen Umlautsverhältnis des Niederdeutschen (bezw. Agſ. Altfries.) gegenüber dem Oberdeutschen.

Beispiele [1]):

(1)	Allerheiligen (MSD. LXX)	9–10. Jhd.	endi (5)	ende (1)
(2)	Abecedarium Nord.	10. „	endi (2)	
(3)	Bruchstück e. Homilie Bedas	10. „	endi (5)	ende (1)
(4)	Beichte	10. „	endi (59)	
(5)	Eltener Glossen	10. „	endi (1)	
(6)	Essener Evangeliarglossen	10. „	endi (19)	ende (1)
(7)	Essener Heberegister	10. „	endi (3)	ende (9)
(8)	Freck. Heberegister (Kindl. Hs.)	10. „	endi (6)	ende (81)
				andi (1)
	„ „ (Münster. Hs.)	10. „	endi (2)	ende (320)
			and (3)	ande (22)

[1]) Elis Wadstein, Kleinere altsächsische Sprachdenkmäler, Norden u. Leipzig 1899.

(9)	Genesis	um 830	endi
(10)	Glossen z. Hom. Gregors d. Großen	11. Jhd.	endi (1)
(11)	Heiland	um 830	endi
(12)	Merseburger Glossen[1]	11. „	end(e) (1) (end)
(13)	Stücke einer Psalmenausleg.	10. „	endi (11)
(14)	Prudentius-Glossen in einer Werdener Hs.	10. „	endi (10) endi (1) endi (5)
(15)	Taufgelöbnis	8. „	and (1) ende (3) end (4)
(16)	Werdener Heberegister	10. „	endi (3)
(17)	Auszug a. e. Brief	9. „	anda (Z. f. d. A. 40, S. 187).

Auf dem ganzen ober- und mitteldeutschen Gebiet sind die Formen *enti, endi* reichlich belegt.

Endi: Isidor ca. 770; Weißenburger Katechismus ca. 790 neben *enti* (1), *indi* (2); Merseburger Zaubersprüche, Hs. des 10. Jhdts., Kölner Glossen[2]) 10. Jhd. *endi* (1), *indi* (2); De Heinrico ca. 985 *endi* (1), *indi* (1); Niederländische Psalmen 10. Jhd., erster Psalm (Mfr.) *ende* (1); das Keronische Glossar K[a] ca. 760—65 *endi* (3); K[b] ca. 785—95 *endi* (46), *enti* (2), *anti* (1), *indi* (1); Baseler Recepte II vor 780 *endi* (2), *ende* (2); Glossen Jun. A. ca. 800 *endi* (1), *indi* (1).

Enti: Pariser Glossen ca. 775 *enti* (2), *anti* (16); das Hrabanische Glossar ca. 790 *enti* (3), *anti* (2); Baseler Recepte I ca. 780 *enti* (4); Wessobrunner Gebet ca. 780—95, Monsee-Wiener Fragmente ca. 810 durchweg *enti* außer einmal *anti*, einmal *aenti*; Carmen ad Deum ca. 800; erste Bayrische Beichte ca. 815; Muspilli 830—40; Priestereid (MSD. LXVIII) ca. 850; St. Emmeramer Gebet ca. 850; Freisinger Paternoster 855—75; Würzburger Glossen 9.—10. Jhd.; das Keronische Glossar K[b] ca. 785—95 *enti* (2), *endi* (46), *anti* (1), *indi* (1); Altalemannische Lukasglossierung ca. 790; St. Galler Paternoster 789—93; Fragmentum S. Pauli 10. Jhd. (?); Reichenauer Glossen ca. 800—802 *enti* (8), neben gewöhnlichem *inti*; Benediktiner Regel ca. 802—804 *enti* (11), *inti* (8), *indi* (ca. 140 mal); Glossen Jc. ca. 800 *enti* (1), *inti* (4); Fuldaer Beichte ca. 800 *enti* (8), *inti* (4); Fränkisches Tauf-

---

[1]) Es fragt sich, ob diese Glossen in diese Reihe gehören, denn der Lautstand ist entschieden anglo-friesisch. Vgl. Bremer, P. u. B. B. 9, 579 ff.

[2]) Steinmeyer-Sievers, Ahd. Glossen I, 319.

gelöbnis ca. 800 *enti* (1), *inti* (1), *indi* (4); Würzburger Beichte 10. Jhd. (?) *enti* (3), *ente* (12), *ent* (2), *inte* (1), *unti* (1), *unte* (1); Freisinger Hs. des Otfrid ca. 900 *enti* (6) neben sonstigem *inti*; Weißenburger Katechismus *enti* (1) neben *endi* (38); Hildebrandslied ca. 790 *enti* (3), *anti* (1).

Die Formen mit inlautendem *t (enti)* weisen sämtlich auf das oberdeutsche Gebiet (Bayrisch, Alemannisch, Ostfränkisch). Die einzigen Ausnahmen scheinen das Keronische Glossar K^a u. K^b, die Baseler Recepte II, Jun. A. und nach neuerer Untersuchung der Isidor zu machen. Für den zweiten Teil des Keronischen Glossars K^b hat schon Müllenhoff (Einleitung zu den Denkmälern[3] S. XXIV. XXVII) eine elsässische Gegend als Heimat vermutet und in dieser Ansicht stimmt ihm Kögel (a. a. O. II S. 432) bei. Die Untersuchungen von Kauffmann (Geschichte der schwäb. Mundart, §§ 68, 176; Germania 37, 262; Z. f. d. Phil. 32, 170) und Nutzhorn (Z. f. d. Phil. 44, S. 273, 311 usw.) haben diese Vermutung noch weiter bestätigt. Das nördliche Elsaß ist also die Heimat dieses Denkmals. Was Kögel die elsässisch-fränkischen Bestandteile von K^b nennt, können wir schlechthin als Elsässisch bezeichnen. Hierher gehört selbstverständlich das *endi*. Das Elsaß nahm, sozusagen, eine Mittelstellung ein, zwischen dem sogenannten Südfränkischen und Alemannischen, und weist demgemäß Eigentümlichkeiten beider Mundarten auf. — In bezug auf den Isidor müssen wir uns im großen und ganzen mit dem Ergebnis von Nutzhorns Untersuchung (a. a. O. 265ff., 430ff.) für einverstanden erklären. Diese Übersetzung ist nach ihm in Murbach entstanden und er scheint mir durch diese Lokalisierung die größten Schwierigkeiten bezüglich des Dialekts gelöst zu haben. Seine Beweisführung findet ihre Hauptstütze in den fem. Abstrakta auf *în* (S. 456) und in der Schreibung des Präfixes *quh* (S. 444) für germanisch *kw*, Eigentümlichkeiten, die der Isidor mit den wahrscheinlich echt Murbacher Denkmälern Jun. C. und der Handschrift H^b der Hymnen teilt. Sehr wichtig für die örtliche Feststellung ist auch der Plural des schwachen Präteritums auf *-tôm, -tôt, -tôn* (S. 470). Diese Bildung ist ausgesprochen alemannisch und genügt allein, um dem Isidor rheinfränkische Herkunft abzusprechen. — Der Schreiber des Jun. A. war wahrscheinlich ein Nordelsässer (Nutzhorn S. 317), vielleicht aus dem Kloster Hornbach; hierher paßt auch sein Dialekt. Vgl. Nutzhorn S. 454h. — Auffällig ist das *endi, ende* im zweiten Teile der Baseler Recepte. Den ersten und jüngeren Teil hat Kögel (Lit.-Gesch. II, 498) als „ostfränkisch mit bayrischen Einsprengungen" bezeichnet. Er enthält

auch, wie zu erwarten ist, nur die Form mit inlautendem *t*, *enti* (4). „Den älteren Teil hat ein Angelsachse, der des Deutschen nicht mächtig war, aus einer althochdeutschen Vorlage geschrieben und dabei sehr oft die ihm geläufigen Sprachformen eingemischt." Ich möchte glauben, daß dieser Angelsachse das hochdeutsche *enti* aus der Vorlage zu *endi* geändert hat. Die Schreibung *-nt-* ist dem Angelsächsischen fremd. Das auslautende *e* in *ende* ist die geschwächte Form des *i* wie in *gemisce* gegenüber *brenni, legi* und auch dem angelsächsischen Schreiber zuzuschreiben. Das einmalige *aende* (Zeile 5) für *ende* hat nichts zu besagen, wie die Schreibung *braenni, aer, naezen, daemo, wizsae, daez* zeigt. *ae* ist die alte angelsächsische Schreibung für *e* (vgl. oben S. 23).

Weitere Bemerkungen zu einigen der genannten Denkmäler: Das Gedicht De Heinrico nehmen wir lieber mit Braune als Vertreter des Nordrheinfränkischen. Kögel (Lit.-Gesch. II 128) wollte es dem Mittelfränkischen zuweisen auf grund des inneren *v (selvemo)* für *b*; des Diphthongs *ei* in *fulleist*; des *g* in *ig, dig, sig, oug* (vgl. Braune, Gramm. § 154 Anm. 3) für *h*. Ferner „war der Sprache des Dichters die schwache Genitiv- (und Dativ-) Form des Adjektivs abhanden gekommen wie in *thero ewigero thiernun*; die Flexion von 'haben' nach der II. schwachen Klasse *hafon* (Zeile 25) ist nur mittelfränkisch". Aber die Formen *thaz* (3mal), *iz* (3mal), *waz* (1mal) können nicht zu diesem Dialekt gehören (vgl. Heinzel, Niederfränkische Geschäftssprache, S. 285; Paul, mhd. Gramm., § 92). Der Meinung, sie seien otfridischem Einfluß zuzuschreiben, kann ich nicht beipflichten. Die Formen *dat, it, wat* sind die ausgeprägtesten Kennzeichen des Mittel- und Niederfränkischen[1]). Gleich an der Grenze des Mittel- und Rheinfränkischen muß der Dichter allerdings zu Hause gewesen sein (vgl. das *thid* in Zeile 26), denn er vermittelt offenbar zwischen beiden[2]).

Das *end -i -e* der nfr. Psalmen, der Kölner Glossen, des Isidor und des Weißenburger Katechismus läßt wohl die Vermutung zu, daß es einst ein ziemlich großes Gebiet eingenommen habe. Wir dürfen ja mit großer Wahrscheinlichkeit behaupten, daß *endi* vor dem 10. Jahr-

---

[1]) Vgl. H. Meyer, Ndd. Jahrb. XXIII, S. 89.

[2]) Ndd. Jahrb. XXIII, S. 89: Meyer behauptet (so auch Seelmann) und ich glaube mit Recht, daß das Original des Gedichts in sächsischer Mundart abgefaßt war und weist das *endi* dieser zu. Das *inde* würde demnach vom rhfr. Schreiber herrühren.

hundert die vorherrschende Form in Nieder-, Mittel-, Rheinfranken und im Elsaß war.

Das Fragmentum S. Pauli (Ahd. Glossen I, 311[7]–313) weist einmal die Form *enti* auf in *ac destravit* = *enti insatulota.* Dieses *enti* muß sicher in der Vorlage gestanden haben, denn zu der Zeit, aus der die Handschrift stammt (Ende des 9. oder Anfang des 10. Jahrhunderts), war es im Alemannischen nicht mehr gebräuchlich (vgl. Germania 21, 135 ff.). Ebenso steht es wahrscheinlich mit dem zweiten Merseburger Zauberspruch. Das *ende* wird schwerlich erst mit der Hs. aus dem 10. Jahrhundert stammen, wo es sonst schon überall dem *indi* gewichen war. Nach den anderen rheinfränkischen Denkmälern zu schließen, ist der Terminus ad quem für *endi* der Anfang des 9. Jahrhunderts. Also vor dieser Zeit muß das Denkmal aufgezeichnet worden sein. Die Abschwächung des auslautenden *i* zu *e* *(ende)* steht mit dieser Annahme in Einklang.

Vita.

Edward Henry Sehrt ist am 3. März 1888 in Baltimore County, Maryland, geboren. Nach Vorbereitung in der Volksschule und im Baltimore City College bezog er im Jahre 1907 die Johns Hopkins-Universität, an welcher er im Jahre 1911 nach vierjährigem Studium das Bakkalaureat erwarb. Im Herbste desselben Jahres ließ er sich an derselben Anstalt als Graduate Student immatrikulieren, und besuchte sechs Semester lang Vorlesungen, Übungen und Seminarien der Herren Professoren Collitz, Wood, Bloomfield und Bright. Im Jahre 1913–1914 besuchte er zwei Semester die Vorlesungen der Herren Professoren Sievers, A. Köster, Witkowski, Brugmann, v. Bahder, Mogk und E. Windisch an der Universität Leipzig.

Ihnen allen sei an dieser Stelle sein herzlichster Dank ausgesprochen. Insbesondere gebührt derselbe Herrn Prof. Dr. H. Collitz, der ihm die Anregung zu dieser Arbeit gab und ihm in liebenswürdigster Weise mit Rat und Tat beistand, und Herrn Prof. Dr. E. Sievers, dem er für viele wertvolle Ratschläge dauernd verpflichtet ist.
